

Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 28

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638660>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 28 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

14. Juli

Beim Schlafengehen.

Von Hermann Hesse.

Nun der Tag mich müd gemacht,
Soll mein sehnliches Verlangen
Freundlich die gestirnte Nacht
Wie ein müdes Kind empfangen.

Hände laßt von allem tun,
Stirn vergiß du alles Denken,
Alle meine Sinne nun
Wollen sich in Schlummer senken.

Und die Seele unbewacht
Will in freien Flügen schweben,
Um im Zauberkreis der Nacht
Tief und tausendfach zu leben.

(„Musik des Einsamen“.)

Er und Sie und das Paradies.

Roman von Lisa Wenger.

14

„Kennen Sie Herrn Born persönlich,“ fragte von Oriol Hellebede.

„Gewiß. Ich habe ihn zwar nur einmal gesehen, aber ich kenne ihn. Darum eben behaupte ich, daß Frau Lis tun kann, was sie will. Er vergöttert sie.“

„Da kommt Hate van Andel,“ sagte der Cellist, der noch nichts gesprochen, aber zwei Gläser natürliche Limonade getrunken hatte.

„Das ist das junge Mädchen, das ich bei Sorella traf,“ sagte Lis.

„Gewiß,“ bestätigte der Komiker. „Die Anbeterin.“

„Heißt sie so,“ fragte Lis verwundert. Lenz lachte.

„Ach nein. Aber sie kann nicht leben ohne jemand oder etwas zum Anbeten zu haben. Kaum kennt man ihren richtigen Namen, Hate van Andel. Guten Abend, süßes Fräulein,“ rief er, als sie nahe genug war.

Das junge Mädchen trat schlank und hoch daher und trug ein vornehmes, vom Schneider gearbeitetes Kleid. Sie war blaß. Sie nähre sich mit Enthusiasmus, behauptete Lenz, sei es für Musik, für Literatur, für einen Künstler oder eine Künstlerin. Hate van Andel war Witwe, sehr reich und lebte in der Familie eines der Professoren des Konservatoriums.

„Ich bin nicht Ihr süßes Fräulein,“ sagte sie ernst zu Lenz gewandt und grüßte dann. Als sie Lis sah, erglühte ihr Gesicht und ihre dunkeln Augen nahmen den Ausdruck einer Seligen an.

„Wissen Sie, daß ich Stunden nehmen darf bei Meister Martin Born?“ rief sie. „Bianchi hat es mir eben gesagt.“

Lis, die zum erstenmal ihren Martin mit Meister titulieren hörte, bekam Herzklopfen.

„Ich werde alles tun, was ich kann, um ihn zu befriedigen,“ sagte das junge Mädchen. „Er soll sich nicht über mich zu beklagen haben.“ Sie schwieg. Dann fragte sie plötzlich: „Was ist er gern?“ Ein schallendes Gelächter antwortete ihr und sie wurde rot und verlegen.

„Blumen mag doch ein Mann nicht so gerne,“ sagte sie. „Und ich möchte ihm eine Freude machen. Also bitte, sagen Sie mir, was er gerne ist.“

Lis dachte nach. Sie mochte nicht sagen, daß Martin rote Grütze mit Schlagahne einerseits über alles liebe und andererseits Kaviar, den er einmal in seinem Leben gegessen, ihn herrlich dünkten.

„Schokolade,“ rief sie daher.

„Darf ich senden? Darf ich? Ja, liebe, gnädige Frau, erlauben Sie es?“

„Natürlich,“ lachte Lis, „besonders, weil ich sie auch gerne habe.“

„Gut, daß wir das wissen,“ sagten Oriol und Hellebede zusammen.

„Lis, wir müssen heim,“ mahnte Marn, die etwas mühsam dagesessen, denn sie hatte auf bedenkliche Weise die zweite Violine spielen müssen.

„Ach, wie schade,“ rief Lis. Die Herren bedankten sich für das gute Zeugnis, das Lis ihrer Unterhaltungsgabe ausstellte.

„Morgen-abend?“ fragte Hellebede, „Barsisal?“

„Gewiß, ich freue mich sehr,“ sagte Lis.

„Darf ich Sie in der Loge auffuchen?“ bat von Oriol. Lis nickte, grüßte und ging vor Mary her, sich durch die vielen Tischen und Menschen geschickt hindurchwindend.

„Sie hat einen schönen Gang,“ sagte Hellebede nickend.

„Ueberhaupt,“ bestätigte Oriol und legte viel mehr in das Wort, als es sagte.

„Für ein Bauernmädchen entzückend,“ warf Hellebede hin und rollte sich eine Zigarette.

„Machen Sie mir nichts vor,“ rief Oriol.

„Tochter eines Bauernsohnes, der sich zum Lumpazi ausgebildet, Pflөгetochter eines Schmieds, im Dorf aufgewachsen, Gattin eines Dorfschulmeisters,“ nickte der Direktor. „Der allerdings ist Eigengewächs, ein Idealist oder Dichter. Wette, daß er im geheimen dichtet.“

„Sonderbar das alles,“ sagte Oriol, „aber interessant.“ Wenn er nicht lachte und nicht gefallen wollte, verlor sein Gesicht den leuchtenden, gewinnenden Glanz und machte den Eindruck von einem, der an Kopfweh litt.

„Bianchi will ihn für die Bühne ausbilden, hat es zum Teil schon getan, teils mit, teils ohne Einwilligung und Wissen des Schulmeisters, das heißt, es geschah, ohne das Kind beim Namen zu nennen. Fehlt nur die schauspielerische Schule, Mimik usw., keine Hauptsache bei einem Tenor. Hören Sie, Oriol, es ist fabelhaft, wie dieser Mensch singt. Es ist entschieden nicht die Stimme allein, die diese Wirkung hervorbringt. Na, Sie werden ihn ja hören. Mit Hilfe der hübschen Kleinen werden wir ihn bald haben. Ich möchte rauchen, gehen wir?“

Mit einem Blick auf die vielen Pärchen an den Tischen sagte Hate van Andel: „Weder rechten Hunger, noch rechte Liebe kennen die. Dukendware sind sie, Mittelwege lieben sie, Heerstraßen gehen sie. Das sind ihre Schlagwörter.“ Sie nahm ihr Kleid zusammen, als verwahre sie sich dagegen, zu ihnen gezählt zu werden. „Glauben Sie, Direktor, daß ein einziger dieser jungen Herren oder dieser Damen ein Schicksal hat? Glauben Sie das?“

„Ich halte das zum Besten der Herren und Damen nicht für möglich,“ sagte Hellebede behaglich.

„Und ich sage Ihnen, Direktor, daß ich lieber mich in Asche auflösen möchte, als nichts erleben, mich nicht verzehren um etwas, das ich bewundere. Ich hasse solches Quallenleben. Pakt das Schicksal es an, zerfließt es und läßt nichts als faulendes Wasser zurück.“ Die Herren lachten.

„Dafür sind Sie die Anbeterin,“ sagte von Oriol mit so viel liebenswürdigem Gesicht, als sage er ihr eine besondere Artigkeit.

„Ich lasse mir den Namen gefallen, weil anbeten schön ist,“ sagte Hate.

„Kommt darauf an, wen man anbetet,“ rief der Komiker dazwischen.

„Dafür Sorge ich,“ sagte Hate stolz. „Ihr zartes Gesicht erglühte. „Oder habe ich mir etwas vorzuwerfen.“

„Nein,“ sagte Hellebede ernsthaft. Er blieb stehen und verabschiedete sich. Er entzündete seine Zigarette, grüßte und ging. Auch Hate van Andel nahm ihren Geigenkasten aus den Händen des Komikers, nickte grüßend und lief mit leidenschaftlichen Schritten weiter.

„Ein sonderbares Mädchen,“ sagte Oriol. „Sie gefällt mir. Aber sie zu lieben, fiele mir nicht ein.“

„Mir auch nicht,“ sagte der Komiker und schüttelte den dicken Kopf. „Ich fürchtete, zu verbrennen.“

„Zu schmelzen, meinen Sie,“ neckte von Oriol.

„Spotten Sie nicht über mein Fett. Man hat doch etwas für die magern Jahre.“ Nun trennten sich auch diese beiden. Der Spanier, der wenig Deutsch verstand und Gesellschaft eigentlich haßte, ging allein seiner Wege.

6. Kapitel.

Ueber Lis zog sich ein Wetter zusammen.

Weihnachten war gekommen und gegangen und hatte ihr nicht nur von Martin einen hübschen Pelz und Briefpapier mit ihrem Namen gebracht, sondern eine Menge Herrlichkeiten von ihren Freunden in der Stadt. Sie selbst hatte sich Handschuhe, seidene Strümpfe, Spitzenkragen, ein Paar Atlastschuhe und einen Fächer beschert aus Vater Stefans Geld und hatte alles miteinander unter den Weihnachtsbaum gelegt. Sie war um den Tisch mit den bunten und glänzenden Gaben herumgetanzt und hatte sich über ihr Selbstgeschenktes gefreut wie über das andere. Darüber, daß ihr Geld nun nicht reichen würde, um die berühmte Schneiderin in der Stadt zu bezahlen, machte sie sich keine Sorge, denn Mary hatte sie bedeutet, daß eine Dame, die etwas auf sich halte, ein Jahr mit dem Bezahlen warte, vielleicht auch nur ein halbes, aber das sei schon fast verächtlich.

Lis hatte auch das Kostümfest des Stadttheaters mitgemacht. Sie hatte sich etwas Hübsches ausgedacht: Sie wollte mit sechs Pierrots ihrer Bekanntschaft als Pierette kommen, und sie wollte sie an einer langen Leine führen, alle sechs hintereinander, sie selbst mit einer langen Peitsche zuleßt. Die Freunde fanden den Gedanken entzückend. Es war ein großes Schellengeklingel, als die sieben den Saal betraten und die pikante Pierette die sechs lenkte, wie es ihr eben einfiel.

Martin hatte sie begleitet. Sie hatte ihn über ihr Kostüm im unklaren gelassen, es sollte eine Ueberraschung werden. Martin hatte es sich ausgebeten, in einer Ecke stehen zu dürfen und nur zuzusehen. Jetzt zog es ihm aber doch das Herz zusammen, als er Lis sah, von einem Knäuel phantastischer Anbeter umringt. Er sah aber, daß es andern hübschen Frauen und Mädchen ebenso ging und ergab sich darein, seine Ansprüche für diesen Abend fallen zu lassen.

Die Sache hatte aber ein Nachspiel. Es waren allzu viele Zuschauer auf den großen Galerien, die rings um den mächtigen Saal liefen. Aus der Stadt und weit her vom Land waren sie gekommen, um die Verkleideten zu sehen. Auch aus Urbach waren Leute da. Ein paar der Frauen erkannten Lis und machten sich schauernd auf ihr Benehmen aufmerksam.

„Zu denken, daß sie eine verheiratete Frau ist,“ sagte die eine. „Und daß sie nur von Helikon ist,“ die zweite.

„Und daß sie eine Lehrersfrau ist,“ die dritte. „Eine, die den Kindern mit dem guten Beispiel vorangehen sollte.“ Die vierte schwieg. Aber sie redete daheim, und wie. Als sie ausgerebet, zog der Ammann, denn sie war die Frau

des Ammanns, seinen schwarzen Rock an und ging zum Pfarrer, dann zum Gemeindefreier, dann zu drei der ersten Bauern am Ort. Und als er allen dasselbe erzählt und überall dieselbe Antwort erhalten hatte, spückte er sich ein Stäublein von seinem Ärmel in die blaue Luft hinaus und ging durch den neugefallenen Schnee zum Schulhaus.

Es war Sonntagnachmittag und was für ein Sonntagnachmittag! Die Augen vermochten den Glanz kaum zu ertragen und ob dem fröhlichen Leben überall ging einem das Herz auf. Als der Ammann zum Lehrerhaus kam, war alles geschlossen. Eine doppelte Reihe Fußstapfen führte vom Haus weg, bog links ein, einem kleinen Sträßlein zu, das zum Seelein führte. Dort wurde Schlittschuh gelaufen.

Der Ammann ging den Fußstapfen nach. Auf dem Teich fuhren die Schulbuben mit schweren Schuhen und schlendernden Armen herum, dazwischen tummelten sich Soldaten auf Urlaub, die sich wie Helden gebärdeten, liefen Dorfmadchen, die wie Stadtmädchen ausahen, und Stadtherren, die zwischen den Landjungfern herumfuhren, als gehörten sie ihnen und als brauchten sie nur zu wählen.

Einer von ihnen führte Lis, die aus ihrem neuen schwarzen Pelz wie ein Vögeltchen aus dem Nest herauschaute. Unweit von ihr fuhr Martin.

„Da haben wir es,“ dachte der Ammann und stellte sich recht sichtbar ans Ufer, zwischen die eingefrorenen Binsen. Und es dauerte auch nur einen Augenblick, so erblickte ihn Martin und kam in einem prachtvollen Bogen herangefahren. Die Männer begrüßten sich. Martin sprach von dem wunderbaren blauen Himmel und der Ammann von den Fischen, die man unter dem Eis schwimmen sehe, und leitete dann das Gespräch auf den Weg, den er zu gehen wünschte. Er sei bei dem Lehrer gewesen, denn er habe ein paar Worte mit ihm zu reden, wenige Augenblicke nur, aber er könne es ja leicht verschieben.

Ehe er ausgeredet hatte, hielt Martin schon seine Schlittschuhe am Riemen und hat den Ammann mit einer Handbewegung, voranzugehen. Einem vorübertorkelnden Buben befahl er, der Frau Lehrerin zu sagen, er sei mit dem Gemeindeammann nach Hause gegangen.

Umständlich und lärmend stampfte der Ammann den Schnee vor dem Schulhaus von den Schuhen. Er bemerkte dazu, daß er der Frau Lehrerin den Teppich vor der Treppe nicht beschmutzen möchte, die Frau Lehrerin hange am Schönen, wie er merke. Martin nickte, denn das schien ihm selbstverständlich.

Oben im Zimmer sah sich der Ammann neugierig um. Es hingen da Bilder, von denen er nicht verstehen konnte, daß ein Mensch sie aufhängen möchte. Auch lagen Kissen herum und Decken, die keinen Zweck hatten. Und Blumen standen auf dem Tisch, jetzt, im Januar. Ja eben. Er räusperte sich, setzte sich, faltete die großen Hände zwischen den Knien und senkte den Kopf ein wenig. So redete er den Erdboden an und sah nicht zu Martin auf.

„Ja eben,“ begann er. „Ich komme in einem Auftrag, der mir gar nicht angenehm ist. Ihr wißt Herr Born, wie sehr wir Euch schätzen. Wir haben seit langem keinen Lehrer gehabt, der sich so der Jugend angenommen hat als wie Ihr. Sie lernen gern. Das ewige Neben-

dieschulelaufen hat aufgehört. Sie lesen gut und rechnen gut. Der Cäcilienverein singt, wie er nie gesungen, und wir vergessen Euch den Kranz nicht, den er am letzten Kreislängerefest errungen.“ Er räusperte sich, wollte ausspucken, tat es aber nicht, weil es in der Lehrersstube nicht darnach ausah, als spucke man da auf den Boden wie im Wirtshaus. Martin wartete.

„Also mit Euch sind wir ausnehmend zufrieden. Aber etwas haben wir doch an Euch zu tadeln. Es scheint uns, als ob Ihr Eure Frau zu viel tun laßt, was sie will.“ Martin fuhr auf. „Laßt mich reden, Herr Lehrer,“ sagte der Ammann. „Sie hat uns gar gut gefallen, als sie hier einzog. Solch eine adrette Lehrersfrau steht dem Dorf wohl an. Aber jetzt gefällt sie uns nicht mehr. Ihr zieht die Zügel nicht an, Herr Lehrer.“

„Herr Amann, jetzt muß ich aber doch einwenden, daß meine Frau die Schule nichts angeht, wenigstens nicht, so lange sie sich nichts zuschulden kommen läßt den Kindern gegenüber.“

„Das ist geschehen, lieber Herr Born, das ist leider geschehen,“ rief eifrig der Ammann, „ja eben.“

„Möchten Sie mir Auskunft geben über diese Beschuldigung?“ fragte Martin, dem heiß geworden war.

„Der Herr Lehrer erinnert sich der Prügelei neulich? Der Herr Lehrer ließ die Klasse nachsitzen. Daran war niemand schuld als Eure Frau. Sie hat der Klara Berte einen Brief zum Besorgen mitgegeben und Geld zum Vertun. Die Mädchen kamen um des Geldes willen hintereinander. Aber das ist Nebensache. Hauptsache ist, daß der Brief an einen Herrn in der Stadt gerichtet war, ja eben.“ Der Ammann sah immer noch nicht auf. Er fuhr fort, ohne daß Martin ihn unterbrach, zu erzählen. „Und das geht nicht, Herr Born. Man gibt den Schulkindern keine Briefe zum Besorgen mit, die für fremde Herren bestimmt sind. Denkt Ihr, die Schulmädchen erzählen das nicht zu Hause? Meint Ihr, das gehe an, daß die Schulmädchen wissen, daß ihre Lehrersfrau solche Briefe schreibt?“

„Ich weiß nichts von diesem Brief, Herr Ammann. Aber das weiß ich, daß meine Frau keine Briefe schreibt, die sie verstedden muß. Es mag irgend etwas gewesen sein, das sich nicht der Mühe verlohnte, mir zu erzählen, oder es war ein Brief an einen Kaufmann, dem sie Waren bestellte, oder sonst etwas. Meiner Frau soll auch nicht ein Stäublein nachgeredet werden.“ Martin stand auf und stellte sich ans Fenster. Der Ammann drehte seine Daumen und sah nicht auf.

„Und dann laßt Ihr sie alle Wochen zur Stadt fahren. Ihr laßt sie am Maskenball mittanzen. Und so auffällig laßt Ihr sie herumtanzen, daß unsere Frauen sich entsetzt haben. Paßt das für eine Lehrersfrau, daß sie sich anzieht wie eine Prinzessin oder Kommödiantin? Paßt es für eine Lehrersfrau, daß sie sich für zu gut hält, mit unsern Frauen umzugehen?“

„Das ist wieder nicht wahr,“ rief Martin. „Sie ist freundlich zu allen.“

„Eben, eben, o ja, das ist sie. Wiederum wie eine Prinzessin. Und wo ist sie her? Von Helikon ist sie her. Dem Schmied seine Pflөгetochter ist sie, nichts hat sie und nichts hat ihre Mutter.“

„Das ist allein meine Sache,“ rief Martin empört. „Ich bitte Sie, Herr Ammann, mir zu sagen, was Sie von mir wollen?“

„Ja eben, das will ich Euch gerne sagen. Wir wollen, daß unsere Lehrersfrau sich benimmt wie unsere andern Frauen. Sie soll zur Kirche gehen, sie soll in die Kinderlehre gehen, sie soll nicht in der Stadt herumschwänzen und sich anziehen wie eine vom Theater. Sie soll keinen Stadtherren Briefe schreiben und nicht mit Stadtherren schlittschuhlaufen . . . ja eben, ich habe sie ja gesehen. Wir wollen uns nicht vor den Helikonern schämen, die eine Lehrersfrau haben, wie es sich gehört. Wir Männer von der Gemeinde wollen nicht, daß unsere Frauen einen Bogen um die Cure machen müssen.“

„Es ist genug,“ sagte Martin. „Das soll nicht gesehen. Ich bitte den Herrn Ammann, meine Entlassung vormerken zu wollen.“ Jetzt schnellte der Ammann auf. So war das nicht gemeint. Einen Schulmeister wie den

Born fand man nicht alle Tage. Er löste seine gefalteten Hände auseinander und schlug sie aufs Knie.

„Oha,“ rief er laut. „Oha, Herr Lehrer. So schnell geht das nicht. Und böse war's nicht gemeint. Gar nicht. Aber so einen kleinen Dämpfer, das würde doch dem Frauchen nichts schaden? Ein wenig zureden, ein „Salt“ hier und da . . . das Frauchen ist jung, zu jung . . .“

„Es geht nicht. Ich sehe, in welcher Weise über meine Frau gesprochen wird, ich sehe, daß man ihr feindlich gesinnt ist, und ich verstehe warum. Sie gehört nicht aufs Dorf. Das nimmt man ihr übel. Daß sie aber tausendmal zu gut ist, als daß über sie geredet werden dürfte, das möchte ich dem Herrn Ammann doch sagen. Es tut mir leid, zu gehen. Ich habe die Kinder lieb und freute mich, ihnen zu dienen. Ich war glücklich hier. Aber wo man meine Frau mißachtet, will ich nicht glücklich sein.“

(Fortsetzung folgt.)

□ □ Die Familie Wille. □ □

Es entspricht nicht demokratischer und gut schweizerischer Denkweise und darum auch nicht der Art dieses Blattes, Personen- und Ahnenkultus zu treiben, wie der bei gewissen Familienblättern monarchischer Länder im Schwunge ist. Wir brauchen auch hier, wo wir von den Eltern unseres Generals sprechen, den demokratischen Grundsätzen keinen Zwang anzutun, indem die kraftvolle Originalität der Persönlichkeiten des Ehepaars François und Eliza Wille eine Darstellung um ihrer selbst willen rechtfertigt.

Die Familie Wille stammt aus La Sagne in der ehemaligen preußischen Grafschaft Balangin. Der Großvater des Generals siedelte nach Hamburg über, wo er ein Geschäft betrieb. François Wille, sein Sohn, war ein wilder Student, als Schläger weitum berühmt, so berühmt, daß



François Wille, der Vater des Generals.

ihm Heinrich Heine in seinem Wintermärchen (XXIII. 4) die folgende Strophe widmen kann:

„Da war der Wille, dessen Gesicht
Ein Stammbuch, worin mit Sieben

Die akademischen Feinde sich
Necht leserlich eingeschrieben.“

In Gena beendigte er seine juristischen Studien, widmete sich dann aber dem Journalismus, in welchem Kampffeld er die gleiche Unerfrohenheit und Angriffslust betätigte, wie er sie als Student gewöhnt war.

Seine demokratischen Ideen ließen ihm den deutschen Boden heiß werden unter seinen Füßen. François Wille kehrte 1851 in die Schweiz zurück. Er erwarb sich das Gut Mariafeld bei Meilen am Zürichsee.

Im Jahre 1845 hatte er sich mit Eliza Sloman (1809 geboren), der Tochter eines englischen Reeders, verheiratet. „Diese Frau,“ so schreibt Dr. Blakhoff-Lejeune in der „Patrie Suisse“, war auffallend begabt, und sie ergänzte mit ihrem feingearbeteten Gemüt das aufschäumende Temperament ihres Gatten aufs trefflichste.“ Sie spielte in der deutschen Literatur eine gewisse Rolle durch die fünf oder sechs Bücher, die sie schrieb. Börne, der scharfe Kritiker, der damals in Paris lebte, beachtete ihr Erstlingswerk.



Frau Eliza Wille geb. Sloman, die Mutter des Generals.

(„Der Gesang des Fremdlings“ 1835.) Sie ließ ein Buch „Dichtungen“ folgen, dann zwei Romane („Felicitas“ 1850 und „Johannes Olaf“ 1872) und eine Novellenammlung „Stilleben in bewegter Zeit“, alles mehrbändige Werke,